
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 203. Bromberg, den 5. September 1931.

Altaich.

Eine heitere Sommergeschichte.

Von Ludwig Thoma.

(24. Fortsetzung.)

Nach einer Viertelstunde führte der Stallbub den Stutz in den Hof. Hansgirgl ließ sich nicht sehen. Er stand hinter der Türe und schaute durch einen Spalt zu, wie der G'schwollkopfete aufsaß, und wie der Stutz unwillig seine Ohrwaschel zurücklegte. Bäumen mochte er sich nicht; dazu war er viel zu faul, aber er wieherte laut und klapperte langsam durch den Torweg.

Draußen blieb er wieder stehen.

Herr von Wlazeck preßte die Oberschenkel an, aber auf solche Geschichten ließ sich der Stutz nicht ein. Erst wie ihm der Posthalter mit der Hand eins hinten hinauf klatschte, ging er weiter.

Der Plan des Herrn Oberleutnants war, bis zur Einmündung der Sassauer Straße zu reiten, dort umzukehren und dann den Platz in vornehmer Haltung zu überqueren. Vor der Post wollte er die Schnaaseschen Damen ritterlich grüßen und in schlankem Trab nach links abreiten.

Der Plan war gut, und das Geschick war günstig, denn die Schnaaseschen Damen standen oben am offenen Fenster.

Aber am Stutz fehlte es.

Er war als bayrischer Postschimmel rauh und kratzbürstig geworden, und wie alle älteren Staatsdiener beherrschte ihn die Einbildung, daß er übers Gewohnte und Hergebrachte hinaus zu nichts verpflichtet sei.

Als er an die Sassauer Straße kam, auf der er seit sechs Jahren Tag für Tag den Postwagen zog, mußte er glauben, daß er als Reitpferd den gleichen Weg zu gehen habe.

Herr von Wlazeck, der umkehren wollte, faßte die Zügel kürzer und zog.

Es half ihm nichts.

„Dummer Kerl", dachte der Stutz. „Ich muß doch besser wissen, wo es nach Sassau hinausgeht."

„Bästie!" murmelte der Oberleutnant, der ahnte, daß viele Augen auf ihn gerichtet waren. Oben waren die Damen, unterm Tore stand der Blenninger, drüben ließ sich Herr Natterer sehen, an verschiedenen Fenstern zeigten sich Leute.

„Schinderviech!"

Hätte er gewußt, daß hinterm Blenninger der Martl und der Hansgirgl standen und grinsend alles beobachteten, wäre sein Unwille noch gewachsen.

Der Seppl lief herbei.

„An schön' Gruaß vom Posthalter, ob Sie umkehrn möcht'n?"

„Aber ja! Ich wäre schon umgekehrt, wann dieses Viech nicht eine Haut hätte wie ein Rhinozeros . . . Dreh den Heiter um!"

Seppl tat es.

„Gegen zwei kann man nix mach'n," dachte der Stutz. „Wenn er net nach Sassau will, was will er dann nachher?"

Quer über den Platz zur Fensterpromenade wollte Herr von Wlazeck; ritterlich grüßen wollte er und links abreiten.

Der Stutz ging mürrisch etliche Schritte vorwärts. Die Geschichte gefiel ihm gar nicht. Was waren denn das für neumodische Sachen? Überhaupt gehörte der Hansgirgl zu ihm. Der verstand ihn und blies ihm auf dem Posthorn schöne Lieder vor, bei denen sich's gemütlich traben ließ.

Und jetzt saß ein fremder Mensch auf ihm, der einmal riß und einmal zog und ihm die Beine an die Rippen preßte, und der in unbekannte Gegenden reiten wollte.

„Das ist nichts," dachte der Stutz, und er versuchte es einmal mit seinem probaten Mittel, das er immer anwandte, wenn der Hansgirgl zu lange Trab haben wollte.

Er blieb stehen und schützte eine Notwendigkeit vor, die man achten muß. Als alter Schimmel hatte er das so los, daß man ihn nicht leicht als Betrüger entlarven konnte.

Der Hansgirgl war dabei immer voller Rücksicht und pfiff für ihn eine anregende Weise.

Herr von Wlazeck pfiff aber nicht, sondern wollte zornig das Geschehnis verhindern.

„Bästie elende!" fluchte er und riß am Zügel und schaute verstohlen zum Fenster hinauf.

Er mußte den Schinder an seinem Vorhaben verhindern.

Aber das gab es beim Stutz nicht.

Erst recht nicht, weil man ihm den Absatz in die Seite stieß.

Er streckte sich in die Länge und auf einmal hörte er die anregende Weise.

Der Hansgirgl pfiff sie unterm Tore.

Martl lachte. Der Posthalter schmunzelte.

Oben am Fenster tauchte Herr Schnaase auf.

„Sieh mal, Karline," sagte er, „was man dir für ne pompöse Fensterpromenade abhält . . ."

„Du bist taktvoll, wie immer," erwiderte sie und zog sich unmutig zurück. Auch Henny verschwand. Sie warf sich auf einen Stuhl und lachte so laut, daß man sie auf dem Platze unten hören mußte.

Es war eine infame Stitution.

Bog nicht der Stutz den Kopf zurück und lächelte zum Hansgirgl hinüber?

Und Herr von Wlazeck saß unbeweglich hoch zu Roß wie ein Denkmal auf dem Altaicher Marktplatze.

Dreizehntes Kapitel.

„Es is mir grad' recht, daß unser Konrad mit dem Michel fort ist," sagte Frau Margaret, als sie mit ihrem Manne im Gartenhause Kaffee trank. „Denn ich muß dir's endlich sagen, so geht's nicht weiter. Ihr schleicht um die Sach' herum, wie die Katz' um den heißen Brei, und ihn drückt was, und dich drückt was. Und warum? Weil ihr nicht offen miteinander redet, über was geredt sein muß."

„Ich weiß schon, was du meinst . . ."

„Freilich weißt du's, und der Michel weiß 's auch. Was soll werden? Er ist kein Bub, der in die Vakanz heimgekommen ist, und Gast sein, wo man daheim ist, das tut einem weh. Aber wie kann's anders gelten, und wie soll

er bleiben? Darüber müßt ihr ins reine kommen, er, und du erst recht, Martin. Denn dich kenn' ich. Du hast am ersten Tag geglaubt, daß von Rechts wegen der Michel hergehört, und du nicht mehr. Red' net! Ich seh' dir's an. Aber es is net wahr, denn er hat's aufgegeben und hint'lassen, und du hast's übernommen und rechtschaffen geführt. Die Wehleidigkeit hinterdrei hat keinen Wert, und du sollst net mit ihm umgehen, wie mit an g'schürft'n Ei. Offen reden, das muß jetzt sein . . ."

„Was soll ich denn sagen, Margrei? Wenn ich anfang', könnt' er meinen, er wird uns zu viel . . ."

„Sag' ihm schnurg'rad, daß er dableiben muß. Was soll er denn sonst tun? Daß er nimmer zum Wallubischießen und zum Herumboxen taugt, sieht ma doch. Wenn er auch die größt'n Fäustling dabei hat. Das alte Leb'n kann er nimmer führ'n, und in der Welt drauß' was Neu's anfang'n, dazu is er zu alt und zu müd' . . ."

„Daß er dableib'n muß, sagst du?"

„Was denn? Oder hast du geglaubt . . .? Geh! Ich könnt' doch dir net so weh tun, und ihm gönn' ich 's Ausrast'n. Er hat sich lang g'nug 'rumtrieb'n. Aber einen Sinn muß die Sach' hab'n, und wie und was muß er wiss'n. Sonst kann ihm net wohl sein . . ."

Martin streckte ihr die Hand über den Tisch entgegen.

„Wie mich das freut, Margret, daß du so red'st. Freilich hat's mich druckt, wenn ich mir's so vorgestellt hab', daß er wieder gehen müßt', und dann g'wiß zum letztenmal . . ."

„O ihr Mannsbilder! Sagt ma immer von de Weiber, aber ihr seid tausendmal zimpferlicher und könnt herumgehen mit euren Kümmernissen. Nur ja net reden und frischweg die Sach' anfass'n . . ."

„Recht hast. Wie allaweil, Margret. Und weißt was, das best' is, wenn du mit dem Michel red'st . . ."

„Nein . . ."

„Schau, dann sieht er gleich . . ."

„Nein. Das mußt schon du tun, denn es g'hört sich. Wenn ich red', schaut's so aus, als hätt' ich die Genehmigung hergeb'n. Das paßt sich net für mich und net für dich . . ."

„Ja . . . ja . . . na red' schon ich . . ."

„Sagst ihm: Michel, schau, du mußt dei G'wißheit hamm. Fortlass'n tu' ich dich net, sagst, und wo willst auch in dei'm Alter hingehen? Und sagst, du kannst mir an die Hand geh'n; es gibt allerhand z' tun, wo man Leut' braucht, auf die man sich verlass'n kann . . ."

„M . . . hm . . . ja . . . das werd' ich sag'n . . ."

„Heut' noch, Martin."

„Heut'? Aber es soll sich halt von selber geb'n. Meinst net?"

„Bei euch zwei gibt sich so was net von selber' Wenn ihr zwei beinand' hockt, verschluckt jeder das Beste, was er sag'n möcht.'"

„Wenn ich nur wüßt' . . ."

„Fang nur an, Martin, hernach gibt ein Wort das andre."'

Und dann ging es doch von selber.

Als Michel heim kam, erzählte er, wie ihn das gefreut hätte, etliche Bauernhäuser so wiederzufinden, wie er sie in der Erinnerung gehabt habe. Ganz unverändert, und sogar einen Birnbaum hätte er wiedererkannt, auf den er mehr wie einmal heimlich gestiegen sei. Das Kleinste freue ihn, und er könne sich's kaum mehr vorstellen, wie er das Heimweh ausgehalten habe . . .

„Warum du nie mehr g'schrieb'n hast? Das hab' ich dich schon oft frag'n woll'n", sagte Martin.

„Jo . . . g'schrieb'n. I hab' kein Grund g'habt, g'wiß net. Amal übersieht ma's, und nachher kommt harte Zeit, und ma will net, und es kommt bessere Zeit, und ma kann net, und auf amal is 's so lang' her, daß ma g'schrieb'n hat, und da find't ma kein Anfang mehr . . ."

„Mir hamm allaweil g'wart' und an dich denkt . . ."

„Net öfter, wie ich daher denkt hab'. Amal, da war ich in den Darling downs, und das is der beste Platz für d' Schaf, und der Mac Lachlan hat drei oder vier Paddoks g'habt mit Platz für acht- oder zehntausend Schaf, und sei Schwester, sie hat Ruth g'heiß'n, die war a richtig's Frauenzimmer, nimmer jung oder so, aber dös g'hört net da her. Und da war i a paar Monat beim Mac Lachlan, weil er mi halt'n hat wollen und die Ruth auch, und i war gern dort, und wenn's in der Woch' vana zwanzgmal Schaffleisch geb'n hat, war's mir gleich, aber dös g'hört net da her. Und da is Weihnacht'n g'wes'n, aber net Winter, wie bei uns, sondern verdammt heiß, und ma war froh um an jed'n Schatt'n, und da hat der Mac Lachlan mit mir g'redt wegen der Ruth, weil sei Frau tot war, und Kinder hat er net g'habt, und da sagt er, es wär' ihm ein Ding, wenn ich die Ruth heirat'n möcht, und ihr wär's auch recht und so. Aber da is mir eing'fall'n, wie's daheim is, wenn überall Schnee liegt und der Christbaum anzündt is, und da hab' i g'wußt, daß i net bleib'n kann, und hab's ihm g'sagt, warum. Der Mac Lachlan hat mich net verstand'n und hat g'meint, wenn ich gute Zeit hab', denk i nimmer dran und so. Aber i hab' net können . . ."

„Und jetzt weiß ich erst recht", sagte Martin, daß d' nimmer fortdarfst, und daß d' dableib'n mußt."

„Jo . . . dableib'n. I hab' zwoa Meinunga . . ."

„I hab' bloß eine, und wir müssen das tun, was der Mutter und dem Vater recht wär'. Was tät'n die sag'n, wenn i di nochmals geh'n lasset?"

„Aber schau, i kann net da sitz'n . . ."

„Mithelf'n kannst. Da find't sich leicht was; und wie lang' dauert's, dann geh' ich in Austrag, und nachher schau'n wir den Jungen zu . . ."

Michel rieb sich mit dem Handrücken die Stirne, aber Martin war jetzt lebhaft und beredt.

„Du mußt dir die Sach' net lang überleg'n. Es geht, und i bin froh, daß 's geht. I wär' net da, wenn du net gangen wärst."

„Du bist verheirat und hast Kinder, schau . . ."

„D' Margret war die erst', die g'sagt hat, daß du nimmer weg darfst, und sie hat g'sehn, daß mir die G'schicht' im Kopf 'rumgangen is und dir auch, und sie hat g'sagt, ich müßt' mit dir red'n . . ."

„Wenn ein Frauenzimmer schon amal g'scheit is", sagte Michel, „hernach is s' aber g'wiß g'scheiter wie mir."

Er gab dem Bruder die Hand, und dann war's abgemacht, und wie es das gescheite Frauenzimmer vorausgesehen hatte, wurden nun die zwei gesprächig, wie Leute, die was vom Herzen weg haben.

Sie machten Pläne, wo Michel wohnen sollte, denn im Haus war's doch zu eng, und was Eigenes haben, war besser; auch hatte der Schreiner Harlander ein Zuhäusel, das leer stand und für billiges Geld zu mieten war. In der Mühle war gleich Beschäftigung für Michel zu finden. Getreide abnehmen und Mehl ausliefern und das Lager in Ordnung halten. Dazu gehörte nicht viel Schreiben und Rechnen, aber Ehrlichkeit.

Die Aussicht, daß er arbeiten und nicht unnütz herumhocken werde, stimmte Michel froh, und er malte sich mit dem Bruder eine tätige, schöne Zukunft aus.

Wie Margret dazu kam, erfuhr sie, daß nun alles in Ordnung sei. Man hätte es ihr nicht zu sagen brauchen, denn wie Michel übers ganze Gesicht lachte und ihr beinahe die Hand zerquetschte, wußte sie's gleich.

„Und denk' dir grad'", erzählte Martin nach einer Weile, „in Australien drüben hätt' der Michel ein nettes Mädel heiraten können, und hätt' eine Farm kriegt mit zehntausend Schaf . . ."

„Zwischen acht- und zehntausend", verbesserte Michel. „Amal waren's mehr, amal weniger. Aber nettes Mädel kann ma net sag'n. Die Ruth war schon hoch in die Dreißiger und ziemlich mager und boanig . . ."

„Schau! Schau!" dachte Frau Margret. „So sind die Mannsbilder. Es kann ihnen noch so schlecht gehen, heiklig wären s' doch . . ."

*

Der Hallberger hämmerte an einer Eisenstange herum, als ein breiter Schatten über den Boden der Werkstatt fiel und Michel unter der offenen Türe stand.

„Je . . . der Michel . . ."

„Grüß Gott, Karl. I hab' amal herschauen woll'n zu dir."

„So is recht; geh' no eina . . ."

Die zwei begrüßten sich, und Xaver, der hinten an einem Schraubstock stand, stellte sachverständig und bewundernd fest, daß der Bruder vom Ertlmüller, von dem er schon allerhand gehört hatte, weitaus die größeren Pratzen hatte, wie der Meister, und daß er überhaupts, wie er so dastand, schon ein teuflisches Mannsbild war.

„Dei Haus is no grad' so, wie's war, Karl . . ."

„Hab' nix umbaut; bloß der Lad'n hat um a Fensta mehra, aber sunst is 's beim alt'n blieb'n . . . hätt' aa koan Wert net g'habt . . . no ja . . . und wie g'fallt's nacha dir dahoam?"

Ein behagliches Lachen ging über Michels Gesicht. „Gut, Karl. So gut, daß ich meiner Lebtag nimmer furtgeh' . . ."

„Ja, was sagst da? Dös is amal recht. Werst auf de alte Tag do wieder an Altaicher."

„I hab' a bissel lang' braucht dazu . . ."

„Spat is besser, wie gar net. Aba woaßt was? Auf dös nauf trink' ma 'r a Maß, bals dir recht is, im Blenninger Keller."

Der Hallberger band sich die Schürze los.

„Gern", sagte Michel. „Aber i hab' dei Frau no net g'sehg'n, und a Tochter hast auch?"

Über den braven Schlossermeister kam eine Verlegenheit, die er nicht recht verbergen konnte.

Er warf einen raschen Blick auf den Gesellen, der unbekümmert drauflos feilte.

Den Lehrbuben ertappte er dabei, wie er neugierig über eine Kiste wegblinzelte.

„Was suachst denn du da?" fragte er ihn barsch.

„A Ding . . . a . . . Schraub'nmuatta . . ."

„Net so lang suacha, gel! Sunst hülf i dir. Kohl'n san aa wieder koa herob'n . . . muaßt du umanandsteh' und faulenz'n?"

Er schloß in seinen Janker und holte eine verrußte Mütze vom Nagel herunter.

„Kumm!" sagte er zu Michel und ging voran zur Türe hinaus.

Der Seppl schaute ihnen nach.

„Hast'n g'hört?" fragt er Xaver.

„Nix hab' i g'hört, und Saubuab'n, de gar so vui hör'n und aufpass'n, nimmt ma bei de Ohrwaschl, bei de windig'n . . ."

Zwischen Lehrbub und Gesellen kommt es nie zu netter Vertraulichkeit.

Auf der Straße sagte Hallberger, nachdem er sich nochmal geräuspert hatte:

„Mei Frau . . . de siehgst scho an andersmal, und . . . ah . . . mei Tochta . . . de bleibt net lang da, und wenn'st a net siehgst, is aa'r a so."

Michel merkte, daß er eine wunde Stelle berührt hatte, und nichts hätte ihn vermocht, noch eine Frage zu stellen, die dem alten Kameraden weh tun konnte. Er blieb stehen und suchte in seinen Taschen umständlich nach dem Tabakbeutel und fand ihn lange nicht, und dann klopfte er seine Pfeife leer, obwohl sie kaum halb ausgeraucht war, und stopfte sie wieder, denn das gab ihm Zeit, sich auf was anderes zu besinnen.

(Fortsetzung folgt.)

Tonio Kröger

Von Thomas Mann.

Die Deutsche Akademie in München gibt unter dem Titel „Deutsches Schrifttum" im Verlag von Ernst Reinhardt in München eine Sammlung neuerer Schriftsteller heraus, die in Probestücken ein Bild ihrer literarischen Persönlichkeit geben will. Bisher sind die folgenden sieben Hefte: 1. Gerhart Hauptmann, 2. Thomas Mann, 3. Ricarda Huch, 4. Heinrich Federer, 5. Hans Carossa, 6. Jakob Wassermann, 7. Hermann Stehr erschienen, die zu 40 Pfennig durch jede Buchhandlung oder den Verlag zu haben sind. Die nachstehende Textprobe ist dem 2. Hefte von Thomas Mann entnommen aus „Tonio Kröger".

Als Tonio Kröger erwachte, sah er sein Zimmer von hellem Tage erfüllt. Verwirrt und hastig besann er sich, wo er sei, und machte sich auf, um die Vorhänge zu öffnen. Des Himmels schon ein wenig blasses Spätsommerblau war von dünnen, vom Wind zerzupften Wolkenfetzchen durchzogen; aber die Sonne schien über seiner Vaterstadt.

Er verwandte noch mehr Sorgfalt auf seine Toilette als gewöhnlich, wusch und rasierte sich aufs beste und machte sich so frisch und reinlich, als habe er einen Besuch in gutem, korrektem Hause vor, wo es gälte, einen schmucken und untadelhaften Eindruck zu machen; und während der Hantierungen des Ankleidens horchte er auf das ängstliche Pochen seines Herzens.

Wie hell es draußen war! Er hätte sich wohler gefühlt, wenn, wie gestern, Dämmerung in den Straßen gelegen hätte; nun aber sollte er unter den Augen der Leute durch den klaren Sonnenschein gehen. Würde er auf Bekannte stoßen, angehalten, befragt werden und Rede stehen müssen, wie er diese dreizehn Jahre verbracht? Nein, gottlob, es kannte ihn keiner mehr, und wer sich seiner erinnerte, würde ihn nicht erkennen, denn er hatte sich wirklich ein wenig verändert unterdessen. Er betrachtete sich aufmerksam im Spiegel, und plötzlich fühlte er sich sicherer hinter seiner Maske, hinter seinem früh durcharbeiteten Gesicht, das älter als seine Jahre war . . . Er ließ Frühstück kommen und ging dann aus, ging unter den abschätzenden Blicken des Portiers und des feinen Herrn in Schwarz durch das Vestibül und zwischen den beiden Löwen hindurch ins Freie.

Wohin ging er? Er wußte es kaum. Es war wie gestern. Kaum, daß er sich wieder von diesem wunderlich würdigen und urvertrauten Beieinander von Giebeln, Türmchen, Arkaden, Brunnen umgeben sah, kaum daß er den Druck des Windes, des starken Windes, der ein zartes und starkes Aroma aus fernen Träumen mit sich führte, wieder im Angesicht spürte, als es sich ihm wie Schleier und Nebelgespinst um die Sinne legte . . . Die Muskeln seines Gesichtes spannten sich ab; und mit stille gewordenem Blick betrachtete er Menschen und Dinge. Vielleicht, daß er dort, an jener Straßenecke, dennoch erwachte . . .

Wohin ging er? Ihm war, als stehe die Richtung, die er einschlug, in einem Zusammenhange mit seinen traurigen und seltsam reuevollen Träumen zur Nacht . . . Auf den Markt ging er, unter den Bogengewölben des Rathauses hindurch, wo Fleischer mit blutigen Händen ihre Ware wogen, auf den Marktplatz, wo hoch, spitzig und vielfach der gotische Brunnen stand. Dort blieb er vor einem Hause stehen, einem schmalen und schlichten, gleich anderen mehr, mit einem geschwungenen, durchbrochenen Giebel, und versank in dessen Anblick. Er las das Namensschild an der Türe und ließ seine Augen ein Weilchen auf jedem der Fenster ruhen. Dann wandte er sich langsam zum Gehen.

Wohin ging er? Heimwärts. Aber er nahm einen Umweg, machte einen Spaziergang vors Tor hinaus, weil er Zeit hatte. Er ging über den Mühlenwall und den Holstenwall und hielt seinen Hut fest vor dem Winde, der in den Bäumen rauschte und knarrte. Dann verließ er die Wallanlagen unfern des Bahnhofes, sah einen Zug mit plumper Eilfertigkeit vorüberpuffen, zählte zum Zeitvertreib die Wagen und blickte dem Manne nach, der zu höchst auf dem allerletzten saß. Aber am Lindenplatze machte er vor einer der hübschen Villen halt, die dort standen, spähte lange in den Garten und zu den Fenstern hinauf und verfiel am Ende darauf, die Gatterpforte in ihren Angeln hin- und herzuschlenkern, so daß es kreischte. Dann betrachtete er eine Weile seine Hand, die kalt und rostig geworden war, und ging weiter, ging durch das alte untersetzte Tor, am Hafen entlang und die steile, zugige Gasse hinauf zum Hause seiner Eltern.

Es stand, eingeschlossen von den Nachbarhäusern, die sein Giebel überragte, grau und ernst wie seit dreihundert Jahren, und Tonio Kröger las den frommen Spruch, der in halbverwischten Lettern über dem Eingang stand. Dann atmete er auf und ging hinein.

Sein Herz schlug ängstlich, denn er gewärtigte, sein Vater könnte aus einer der Türen zu ebener Erde, an denen er vorbeischritt, hervortreten, im Kontorrock und die Feder hinterm Ohr, ihn anhalten und ihn wegen seines extravaganten Lebens streng zur Rede stellen, was er sehr in der Ordnung gefunden hätte. Aber er gelangte unbehelligt vorbei. Die Windfangtür war nicht geschlossen, sondern nur angelehnt, was er als tadelnswert empfand, während ihm gleichzeitig zumute war wie in gewissen leichten Träumen, in denen die Hindernisse von selbst vor einem weichen und man, von wunderbarem Glück begünstigt, ungehindert vorwärts dringt . . . Die weite Diele, mit großen, viereckigen Steinfliesen gepflastert, widerhallte von seinen Schritten. Der Küche gegenüber, in der es still war, sprangen wie vor Alters in beträchtlicher Höhe die seltsamen, plumpen, aber reinlich lackierten Holzgelasse aus der Wand hervor, die Mägdekammern, die nur durch eine Art freiliegender Stiege von der Diele aus zu erreichen waren. Aber die großen Schränke und die geschnitzte Truhe waren nicht mehr da, die hier gestanden hatten . . . Der Sohn des Hauses beschritt die gewaltige Treppe und stützte sich mit der Hand auf das weißlackierte durchbrochene Holzgeländer, indem er sie bei jedem Schritte erhob und beim nächsten sacht wieder darauf niedersinken ließ, wie als versuche er schüchtern, ob die ehemalige Vertrautheit mit diesem alten, soliden Geländer wiederherzustellen sei . . . Aber auf dem Treppenabsatz blieb er stehen, vorm Eingang zum Zwischengeschoß. An der Tür war ein Schild befestigt, auf dem zu lesen war: Volksbibliothek.

Volksbibliothek?, dachte Tonio Kröger, denn er fand, daß hier weder das Volk noch die Literatur etwas zu suchen hatten. Er klopfte an die Tür . . . Ein Herein ward laut, und er folgte ihm. Gespannt und finster blickte er in eine höchst unziemliche Veränderung hinein.

Das Geschoß war drei Stuben tief, deren Verbindungstüren offen standen. Die Wände waren fast in ihrer ganzen Höhe mit gleichförmig gebundenen Büchern bedeckt, die auf dunklen Gestellen in langen Reihen standen. In jedem Zimmer saß hinter einer Art von Ladentisch ein dürftiger Mensch und schrieb. Zwei davon wandten nur die Köpfe nach Tonio Kröger, aber der erste stand eilig auf, wobei er sich mit beiden Händen auf die Tischplatte stützte, den Kopf vorschob, die Lippen spitzte, die Brauen emporzog und den Besucher mit eifrig zwinkernden Augen anblickte . . .

„Verzeihung", sagte Tonio Kröger, ohne den Blick von den vielen Büchern zu wenden. „Ich bin hier fremd, ich besichtige die Stadt. Dies ist also die Volksbibliothek? Würden Sie erlauben, daß ich mir ein wenig Einblick in die Sammlung verschaffe?"

„Gern!" sagte der Beamte und zwinkerte noch heftiger . . . „Gewiß, das steht jedermann frei . . . Ist Ihnen ein Katalog gefällig?"

„Danke", antwortete Tonio Kröger. „Ich orientiere mich leicht." Damit begann er langsam an den Wänden entlang zu schreiten, indem er sich den Anschein gab, als studiere er die Titel auf den Bücherrücken. Schließlich nahm er einen Band heraus, öffnete ihn und stellte sich damit ans Fenster.

Hier war das Frühstückszimmer gewesen. Man hatte hier morgens gefrühstückt, nicht droben im großen Eßsaal, wo aus der blauen Tapete weiße Götterstatuen hervortraten . . . Das dort hatte als Schlafzimmer gedient. Seines Vaters Mutter war dort gestorben, so alt sie war, unter schweren Kämpfen, denn sie war eine genußfrohe Weltdame und hing am Leben. Und später hatte dort sein Vater selbst den letzten Seufzer getan, der lange, korrekte, ein wenig wehmütige und nachdenkliche Herr mit der Feldblume im Knopfloch . . . Tonio hatte am Fußende seines Sterbebettes gesessen, mit heißen Augen, ehrlich und gänzlich hingegeben an ein stummes und starkes Gefühl, an Liebe und Schmerz. Und auch seine Mutter hatte am Lager gekniet, seine schöne, feurige Mutter, ganz aufgelöst in heißen Tränen; worauf sie mit dem südlichen Künstler in blaue Fernen gezogen war . . . Aber dort hinten, das kleinere, dritte Zimmer, nun ebenfalls ganz mit Büchern angefüllt, die ein dürftiger Mensch bewachte, war lange Jahre hindurch sein eigenes gewesen. Dorthin war er nach der Schule heimgekehrt, nachdem er einen Spaziergang, wie eben jetzt, gemacht, an jener Wand hatte sein Tisch gestanden, in dessen Schublade er seine ersten innigen und hilflosen Verse verwahrt hatte . . . Der Walnußbaum . . . Eine stechende Wehmut durchzuckte ihn. Er blickte seitwärts durchs Fenster hinaus. Der Garten lag wüst, aber der alte Walnußbaum stand an seinem Platze, schwerfällig knarrend und rauschend im Winde. Und Tonio Kröger ließ die Augen auf das Buch zurückgleiten, das er in Händen hielt, ein hervorragendes Dichterwerk, und ihm wohlbekannt. Er blickte auf diese schwarzen Zeilen und Satzgruppen nieder, folgte eine Strecke dem kunstvollen Fluß des Vortrags, wie er in gestaltender Leidenschaft sich zu einer Pointe und Wirkung erhob und dann effektvoll absetzte . . .

Ja, das ist gut gemacht, sagte er, stellte das Dichtwerk weg und wandte sich. Da sah er, daß der Beamte noch immer aufrecht stand und mit einem Mischausdruck von Diensteifer und nachdenklichem Mißtrauen seine Augen zwinkern ließ.

„Eine ausgezeichnete Sammlung, wie ich sehe", sagte Tonio Kröger. „Ich habe schon einen Überblick gewonnen. Ich bin Ihnen sehr verbunden. Adieu." Damit ging er zur Tür hinaus; aber es war ein zweifelhafter Abgang, und er fühlte deutlich, daß der Beamte, voller Unruhe über diesen Besuch, noch minutenlang stehen und zwinkern würde.

Er spürte keine Neigung, noch weiter vorzudringen. Er war zu Hause gewesen. Droben, in den großen Zimmern hinter der Säulenhalle, wohnten fremde Leute, er sah es; denn der Treppenkopf war durch eine Glastür verschlossen, die ehemals nicht dagewesen war, und irgendein Namensschild war daran. Er ging fort, ging die Treppe hinunter, über die hallende Diele und verließ sein Elternhaus.




Bunte Chronik

* **Fasanen, die 7000 Meilen reisen.** Von der großen Geflügelfarm des Mr. H. S. Horne in Hampshire sind unlängst 1000 Fasanen nach Patiala im Punjab versandt worden, da der Maharadschah von Patiala dieses Wild auch auf seinen Besitzungen in Indien einbürgern will. Die Vögel machten die lange Reise von 7000 Meilen (englisch) teils per Eisenbahn, teils zur See, und die Unterbringungs- und Versorgungsmaßnahmen waren so umsichtig getroffen worden, daß nur ein Prozent der Tiere während des Transportes einging. Die Vögel sind jetzt an ihrem Bestimmungsort ausgesetzt worden, und man darf gespannt sein, wie sie sich dort akklimatisieren werden. Übrigens ist dieses Wild recht kostspielig geworden, da einschließlich der Transportkosten jeder Fasan seinem neuen Besitzer auf vier L (80 Mark) zu stehen kommt. Auf Wunsch des Maharadschas wird jetzt auf der Liphook-Farm des Mr. Horne eine weiße Fasanenart gezüchtet, deren Produkte dann ebenfalls nach Indien gebracht werden sollen.

Lustige Rundschau



* **Ballgeflüster.** Herr: „Lassen Sie mich als Sklave vor Ihnen knien!"

Dame: „Nein! — Aber als Freier."

*

* **Er kennt sie.** „Jetzt muß ich fort. Um drei Uhr erwartet mich meine Frau an der Litfaßsäule."

„Aber, Mensch, es ist ja bald fünf Uhr!"

„Eben, da komme ich gerade recht!"

*

* **Der musikalische Nachbar.** „Gnädige Frau, ich bin der Klavierstimmer."

„Aber, ich habe Sie ja gar nicht bestellt!"

„Ihr Nachbar hat mich zu Ihnen geschickt!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.